

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Omar El Akkad
American War

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1. Kapitel

Damals war ich glücklich.



Die Sonne brach durch einen Pilgerzug aus Wolken und schaute mit unerbittlichem Auge herab auf das Mississippimeer.

Das Wasser stand braun und reglos am Ufer. Die See riss ihr Maul auf bis weit über das zerstörte Marschland, Jahr für Jahr fraß das Wasser mehr von dem Schlick und dem Sand und dem Lehm fort, bis die Fundamente der alten Farmhäuser am Fluss, der Kunststofffabriken und der Bahndämme nachgaben. Bevor die Häuser schließlich ins Wasser rutschten, holten die letzten Delta-bewohner – die, die ausharrten – noch alles Brauchbare heraus. Das Wasser verschlang das Land. Im Südosten blieb von der einst ruhmreichen Stadt New Orleans nur noch ein großer Tümpel, umgeben von Deichen. Das Taufbecken für ein neues Amerika.

Ein kleines Mädchen, sechs Jahre alt, saß auf der Veranda seines Elternhauses unter einem Vordach aus Holzschindeln. Es hielt ein Plastikgefäß mit Honig in der Hand, geformt in Gestalt eines Bären. Aus dem Ausgießer oben auf dem Bärenkopf floss goldene Flüssigkeit auf die billigen Bodendielen aus Kiefer.

Das Mädchen ließ den Honig in die tiefen Astlöcher der Dielen rinnen und verfolgte die Schlängelbewegungen, mit denen er sich den Konturen seiner neuen Umgebung anpasste. Das ist ihre früheste Kindheitserinnerung, der Anfang von allem für sie.

Und so will ich in den Augenblicken, in denen die Bitterkeit nachlässt, gern an sie zurückdenken. Als Kind.

Ich wünschte, ich hätte sie damals gekannt, damals als sie noch heil war.

»Was fällt dir ein, Sara Chestnut?«, schimpfte die Mutter des Mädchens von der Tür des Transportcontainers her, der für die Chestnuts ihr Zuhause war. »Habe ich dir gesagt, du sollst Sachen vergeuden, die nicht zum Vergeuden da sind?«

»Entschuldige, Mama.«

»Hast du gearbeitet, damit wir diesen Honig kaufen können, hm? Nein, ich glaube nicht. Geh jetzt und hol deine Schwester, und dann ab zum Frühstück, bevor euer Daddy losmuss.«

»Okay, Mama«, sagte das Mädchen und reichte den halbleeren Honigbären zurück. Sie duckte sich an der Mutter vorbei, die ihr dabei den Staub vom Po ihres Fleur-de-Lys-Kleids klopfte.

Das Mädchen hieß Sara T. Chestnut, aber sie selbst nannte sich Sarat. Der Name war aus einem Missverständnis in der Schule entstanden, Anfang des Jahres. Die neue Lehrerin hatte aus Versehen die mittlere Initiale als letzten Buchstaben des Vornamens gelesen – *Sarat*. Für die Ohren des kleinen Mädchens klang der Name genau richtig. Sara, das verschwand einfach, ein *abh*, das sich in Luft auflöste. *Sarat* endete mit einem Klacken, wie eine Bärenfalle, die zuschnappt. Ein paar Monate später machte die Schule zu, die meisten Lehrer und Schüler flohen nach Norden vor dem heranrückenden Krieg. Aber der Name blieb.

Sarat.

Hundert Fuß abseits vom westlichen Flussufer lebten die Chestnuts in einem Wellblechcontainer, einem Beutestück vom Werftgelände nicht weit ab. Keilförmige Stahlplatten, wiederum in Betonblöcke im Erdboden eingegossen, dienten dem Haus als Fundament. Brauner Rost breitete sich langsam von den Kanten her aus, vorangetrieben von der ewigen Feuchtigkeit.

Ein Spalier aus altmodischen Sonnenkollektoren bedeckte das

ganze Dach bis auf eine Ecke, in der sie in einem Tank Regenwasser sammelten. Bei den Kollektoren lag eine wasserfeste Plane. Wenn ein Unwetter kam, spannten sie die Plane über das Dach, mit Seilen an allen vier Enden, die sie an Haken festzurten. Sie lenkten das Wasser von den Zellen in den Tank oder ließen es, wenn der Tank voll war, auf den Boden und zum Fluss weiter unten abfließen, und so bekamen sie Trinkwasser und schützten zugleich ihr Zuhause vor Rost und Verfall.

In manchen Winterstürmen suchte die ganze Familie Zuflucht auf der Veranda; das Vordach hing durch, es tropfte, aber es ersparte ihnen den unerträglichen Lärm, der bei schwerem Regen im Inneren des Containers dröhnte, wie die Steeldrums bei einem Calypso.

Im Sommer, wenn im Haus Temperaturen wie in einem Schmelzofen herrschten, verbrachten sie die meiste Zeit draußen. Diese lange, sengende Sommerzeit, die von März bis Mitte Dezember anhielt, war für Sarat, ihre Zwillingschwester Dana und ihren älteren Bruder Simon die glücklichste Zeit ihrer Kindheit. Die Kinder, von den Eltern aus der Ferne im Auge behalten, holten mit Eimern Wasser aus dem Fluss und begossen ein Stück Ufer so lange, bis sie eine Rutsche hatten. Ganze Nachmittage und Abende brachten sie so zu: die Kinder glitschten den Abhang hinunter ins Wasser und kletterten dann an einem mit Knoten versehenen Seil wieder nach oben; bei der Abfahrt quietschten sie vor Vergnügen, und ihre Hinterteile gruben tiefe Furchen in den Schlamm.

In einem Verschlag hinter dem Haus hielten sie ein paar halbverhungerte Hühner. Die Hühner machten viel Lärm, liefen aufgeregt hin und her, die Federn waren schmutzig und braun. Wenn sie gefüttert wurden und es nicht zu heiß war, legten sie Eier. Zu anderen Zeiten, am Rande der Revolte oder des Hungertods, schlachtete man sie lieber, die Köpfe zwischen zwei Nägel auf einem Baumstumpf geklemmt.

Der Container war mit Stellwänden unterteilt. Benjamin und Martina Chestnut lebten im hintersten Teil des Hauses. Der neun-

jährige Simon und die Zwillinge, sechs Jahre alt, teilten sich das mittlere Drittel, ein Burgfrieden, der von Tag zu Tag brüchiger wurde.

Im letzten Drittel des Hauses gab es einen Küchentisch aus sandfarbenen Latten, schmierig und schartig geworden durch langen und intensiven Gebrauch. Daneben stand ein Vorratsschrank aus Kiefernholz, und darin gab es Süßkartoffeln, Reis, Tüten mit Kartoffelchips und süßen Frühstücksflocken, Pekannüsse, Mehl sowie gemahlene Hirse vom Feld zwischen dem Haus der Chestnuts und ihrem nächsten Nachbarn. Ein kleiner Kühlschrank, der den Sonnenkollektoren schwer zu schaffen machte, enthielt Milch und Butter sowie Dosen mit Vorkriegs-Cola.

An der Haustür hielt eine Statue aus Benjamins Kindertagen Wacht. Es war eine Keramikfigur der Jungfrau von Guadalupe, die Hände aneinandergelegt und den Kopf gesenkt im Gebet. Eine Girlande aus gelben Mädchenaugen- und weißen Irisblüten war ihr zu Füßen gelegt, und dort stand auch der Stumpf einer Kerze mit Magnolienduft. Wenn die Blumen verwelkt waren, wurden die Kinder losgeschickt, um bei den Feldern frische zu suchen.

Nun hüpfte Sarat an dieser Statue vorüber, auf der Suche nach ihrer Schwester. Sie fand sie im hinteren Teil des Hauses, wo sie auf dem Bett ihrer Eltern stand und mit stählerner Konzentration ihr Bild im ovalen Schminkspiegel betrachtete. Sie hatte eins der Hauskleider ihrer Mutter genommen, einen einfachen ärmellosen Kittel, immer noch lila, obwohl unzählige Male gewaschen. Das kleine Mädchen steckte in der oberen Hälfte des Kleides, die ihm bis zu den Knöcheln reichte; der Rest hing einfach vom Bett herab bis zum Boden. Sie hatte, und zwar entschieden zu großzügig, den kirschroten Lippenstift ihrer Mutter aufgelegt – das wertvollste Stück unter den wenigen und nur selten benutzten Schminksachen der Mutter. Auch wenn sie sich noch so viel Mühe gegeben hatte, hatte Dana den Konturen ihrer kleinen rosa Lippen nicht folgen können und sah nun aus, als hätte sie sich gerade mit beiden Händen Erdbeertorte in den Mund gestopft.

»Komm spielen«, sagte Sarat, in Verlegenheit gebracht durch das, was ihre Zwillingsschwester dort tat.

Ärgerlich drehte Dana sich zu ihrer Schwester um. »Ich bin beschäftigt«, sagte sie.

»Aber mir ist langweilig.«

»Ich bin jetzt eine Dame!«

Dana wandte sich wieder dem Spiegel zu, versuchte, mit dem Handrücken ein wenig von dem Lippenstift fortzuwischen.

»Mama sagt, wir müssen jetzt mit Daddy frühstücken.«

»Okay. Oooo-kay«, sagte Dana. »Man hat aber auch keinen Augenblick Ruhe in diesem Haus«, fügte sie noch hinzu, ein Satz, den sie von ihrer Mutter aufgeschnappt hatte.

Sarat war die Zweitgeborene, fünfeinhalb Minuten später zur Welt gekommen als ihre Schwester. Und auch wenn ihre Eltern ihr gesagt hatten, sie und Dana seien beide Fleisch vom selben Fleische, war Dana der Liebling ihres Vaters, des Vaters mit dem unbekümmerten Humor und dem ehrlichen Lächeln. Sarat kam auf ihre Mutter: verbissen, hart und furchtlos. Sie waren Zwillinge, aber sie waren einander nicht ähnlich. Oft hörte Sarat, wie ihre Mutter sie »einen Racker« nannte. Gott hat mir zwei Kinder auf einmal gegeben, sagte sie, aber nur Mädchen genug für eine.



Als Dana fort war, blieb Sarat noch ein paar Minuten im Zimmer ihrer Eltern. Mit einiger Verwirrung betrachtete sie das Ding, mit dem ihre Schwester sich die Lippen beschmiert hatte. Anders als der Fluss und die Sträucher und die Tiere und Vögel in der Natur interessierte der Lippenstift sie nicht; ihr versprach er kein Abenteuer. Das war etwas für ihre Zwillingsschwester, für die, die so versessen auf das Erwachsensein war. Warum Dana sich so verzweifelt wünschte, zu den Großen zu gehören, verstand Sarat einfach nicht.

Dana kam nach draußen, immer noch im Kleid ihrer Mutter.

»Habe ich dir nicht verboten, an meine Kommode zu gehen?«, schimpfte Martina.

»Entschuldige, Mama.«

»Die Entschuldigung kannst du dir sparen – und zieh das Kleid hoch, du schleifst es überall durch den Dreck.« Martina zog ihrer Tochter das Kleid wieder aus. »Ich habe deine Schwester reingeschickt, um dich zu holen, und jetzt kommst du her, vollkommen verschandelt, und sie macht drin wahrscheinlich gerade genau das Gleiche.«

»Die kann sich nicht schminken«, sagte Dana. »Die ist hässlich.«

Martina kniete sich hin und packte ihre Tochter bei den Schultern. »Sag so etwas nie wieder, verstanden? Sag nie wieder, dass sie hässlich ist, sag nie wieder ein böses Wort über sie. Sie ist deine Schwester. Und sie ist ein schönes Mädchen.«

Dana ließ den Kopf hängen und schmollte. Martina fasste sie am Kinn, so dass sie aufblicken musste.

»Hör mir zu«, sagte sie. »Du gehst jetzt nach drinnen und sagst ihr das. Sag ihr, sie ist deine Schöne.«

Dana stapfte zurück ins Haus. Ihre Schwester steckte gerade den Lippenstift der Mutter zurück ins Schminkkästchen.

»Du bist meine Schöne!«, rief Dana, dann stürmte sie aus dem Zimmer.

Einen Moment lang stand Sarat verdattert da. Sie war ja noch ein Kind, sie wusste nicht, wozu eine Lüge gut sein sollte. Sie konnte sich gar nicht vorstellen, dass jemand etwas sagte, obwohl er es nicht meinte. Sie lächelte.



Draußen bereitete Martina das Frühstück auf einem schweren Holzofen. Auf Tellern und in Schüsseln richtete sie Brötchen und Hirsemüsli und Spiegeleier und falschen Pfefferspeck an, braun gebraten in seinem eigenen Fett.

An den schlaffen Wangen, den dunklen Ringen um die Augen

sah man Martina ihre neununddreißig Jahre deutlich an – mehr als man es im Gesicht ihres Mannes sah, obwohl der fünf Jahre älter war als sie und die beiden schon ihr halbes Leben zusammen waren. Sie war füllig um die Taille, aber nicht dick, ihr Körper hatte jene Art von Robustheit, die ein Leben auf dem Lande mit sich bringt und mit der sie, wenn notwendig, schwere Lasten tragen und lange Strecken gehen konnte. Anders als ihr Mann, der als Kind illegal aus Mexiko ins Land gekommen war, damals, als der Migrantenstrom noch Richtung Norden ging, war sie keine Einwanderin. Sie war da, wo sie lebte, geboren.

»Frühstück!«, rief Martina und wischte sich mit einem zerlumpten Geschirrtuch den Schweiß von der Stirn. »Alle herkommen, und zwar sofort. Ich sage es nicht noch einmal.«

Benjamin kam, frisch rasiert und geduscht, aus dem Waschküchen hinter dem Haus.

»Beil dich, iss etwas, bevor er hier ist«, drängte Martina.

»Ja doch, immer mit der Ruhe«, entgegnete ihr Mann. »Hast du ihn schon je pünktlich erlebt?«

»Wo ist deine gute Krawatte?«

»Es ist doch kein Vorstellungsgespräch, es geht nur um eine Arbeitserlaubnis. Ich gehe nur ins Büro einer Behörde; nicht anders als wenn ich zur Post ginge.«

»Wann haben sich zum letzten Mal Leute gegenseitig umgebracht, um etwas von der Post zu bekommen?«

Benjamin setzte sich an den Tisch im Freien. Er war ein hagerer Mann mit einem hageren Gesicht; die beinahe zusammengewachsenen Augenbrauen bildeten die Basis für eine glatte, hohe Stirn, die umso höher wirkte, weil er zu den Schläfen hin schon ein wenig kahl wurde. Er war stets glatt rasiert, bis auf ein schmales schwarzes Schnurrbärtchen, von dem seine Frau sich immer vorstellte, Leute könnten ihn deswegen für unseriös halten.

Er küsste Sarat auf die Stirn, und als er seine andere Tochter sah, das Gesicht vom Lippenstift verschmiert, küsste er sie auch.

»Deine Mädchen sind schon wieder ungezogen gewesen«, sagte

Martina. »Die lernen keine Manieren, sie tun nie, was man ihnen sagt.«

Benjamin sah Dana mit gespielter Empörung an und schüttelte den Kopf, dann beugte er sich vor und flüsterte ihr ins Ohr.

»Ich finde, du siehst gut damit aus.«

»Danke, Daddy«, flüsterte Dana zurück.

Alle versammelten sich um den Tisch. Martina rief nach Simon, und bald kam auch er um die Verandaecke und brachte das eben abgesägte Unterende der zehnsprossigen Leiter mit.

Als er sah, was für ein Gesicht seine Mutter machte, ging er sofort in die Verteidigung: »Dad wollte, dass ich das mache.«

Martina sah ihren Mann an, der unbekümmert seinen Speck aß und den sauren Kaffee trank, in dem die Körnchen noch schwebten. Es war grässliches Zeug aus Militärrationen, nur dazu da, dass die Soldaten nicht einschliefen.

»Sieh mich nicht so an«, sagte Benjamin. »Smith braucht eine Leiter. Er will neue Schindeln aufs Dach tun; die alten sind schon ganz morsch.«

»Und da gibst du ihm die Hälfte von unserer?«

»Ist doch nur fair. Schließlich ist er derjenige, der den Mann im Büro für die Arbeitsgenehmigungen kennt. Ohne ihn könnten wir genauso gut versuchen, uns den Weg über die Grenze freizuschließen.«

»Der hat Geld wie Heu, er kann sich tausend Leitern kaufen«, schimpfte Martina. »Du hast doch gesagt, er will uns einen Gefallen tun.«

Benjamin lachte. »Eine Arbeitserlaubnis für die Nordstaaten im Tausch gegen eine halbe Leiter, das ist immer noch ein Gefallen.«

Martina schüttete den Kaffeesatz auf den Boden. »Wir müssen genauso unser Dach reparieren wie die Smiths«, sagte sie.

»Aber eine Leiter mit fünf Sprossen reicht dazu«, beharrte Benjamin, »gerade wo unser Junge jetzt groß und stark genug zum Hinaufklettern ist.«

Da stimmte Simon ihm eifrig zu und versprach seiner Mutter, er

werde regelmäßig nach oben klettern und Chlor in den Wassertank tun und den Vogeldreck von den Sonnenkollektoren wischen, genau wie sein Vater.

Sie aßen alle miteinander. Benjamin, sein Leben lang spindeldürr, verschlang seine Eier und Speck mit sichtlichem Vergnügen. Sein Sohn sah zu, merkte sich jede kleinste Bewegung seines Vaters, schrieb es in ein ehernes Lehrbuch, aus dem er studierte, was es hieß, ein Mann zu sein. Bald hatte auch der Junge seinen Teller mit dem Brot saubergewischt.

Die Zwillinge tranken Orangensaft aus Plastikbechern und pickten nur an den Brötchen, bis ihre Mutter sie ihnen mit ein wenig Butter und Aprikosenmarmelade schmackhafter machte, und dann aßen sie schweigsam, tief in geheime Gedanken versunken.

Martina betrachtete ihren Mann, die Augen reglos und still, ein Blick, der ihren Kindern streng vorkam, von dem aber ihr Mann wusste, dass er einfach ihr ganz normaler Ausdruck war.

Schließlich sagte sie: »Erzähl ihnen nichts über deine Arbeit für den Freien Süden.«

»Das ist kein Geheimnis«, entgegnete Benjamin. »Die wissen genau, dass jeder hier in der Gegend irgendwann mal für den Freien Süden gearbeitet hat. Das heißt ja nicht automatisch, dass ich zur Flinte gegriffen habe.«

»Aber du musst es ihnen nicht ausdrücklich sagen. Wenn du es ihnen sagst, dann müssen sie ein Kästchen auf dem Formular ankreuzen und nehmen dich mit nach nebenan und stellen dir alle möglichen Fragen. Und am Ende bekommst du keine Erlaubnis, aus Sicherheitsgründen oder wie es dann heißt. Sag, du arbeitest in der Näherei, das ist ja nicht gelogen.«

»Mach dir doch nicht dauernd so viele Sorgen«, sagte Benjamin, lehnte sich auf seiner Bank zurück und zupfte an Fleischresten zwischen den Zähnen. »Wir kriegen unsere Erlaubnis schon. Der Norden braucht Arbeiter, und wir brauchen Arbeit.«

Simon fragte: »Wieso müssen wir überhaupt in den Norden? Wir kennen doch niemanden da.«

»Da oben gibt's Arbeit«, erklärte ihm seine Mutter. »Da gibt es Schulen. Du klagst doch immer, dass du kein Spielzeug hast und keine Freunde. Da oben gibt's jede Menge davon.«

»Connor sagt, nur Verräter gehen in den Norden. Er sagt, die soll man aufhängen.«

Sarat hörte aufmerksam zu und merkte sich dieses seltsame neue Wort. *Verräter*. Es hörte sich fremdartig an. Ausländer wo möglich.

»Rede kein solches Zeug«, sagte Martina. »Willst du deiner Mutter glauben oder einem zehnjährigen Jungen?«

Simon starrte auf seinen Teller und murmelte: »Connor hat das von seinem Dad.«

Das Frühstück war gegessen, und sie zogen sich alle auf die Veranda zurück. Martina setzte sich auf die Treppenstufen und wischte ihrer Tochter mit einem nassen Spültuch den Lippenstift aus dem Gesicht; das Mädchen wand sich und quengelte. Simon schmirgelte mit einem Sandpapierblock die Enden der halben Leiter glatt, stemmte sich mit seinem ganzen Gewicht darauf, bis sein Vater ihm zeigte, wie es auch mit weniger Anstrengung ging.

Sarat kehrte an den Ort ihres morgendlichen Experimentes zurück, piekte in den schon fester gewordenen Honig in den Astlöchern, bestaunte die Zähflüssigkeit dieser goldgelben Masse. Es faszinierte sie, wie bereitwillig er die Umriss seiner Umgebung annahm. Mit dem kleinen Finger durchstach sie die Kruste und leckte daran. Sie hatte erwartet, dass der Honig jetzt nach Holz schmecken würde, aber er schmeckte immer noch wie Honig.

Benjamin saß auf einem Korbstuhl, dessen Lehne sich schon auflöste. Er blickte hinaus auf den braunen, verödeten Fluss und wartete auf die Ankunft seines Gönners.

»Weißt du, was du den Leuten sagen willst, da auf dem Amt?«, fragte Martina. »Hast du dir das überlegt?«

»Ich gebe ihnen Antwort auf ihre Fragen.«

»Hast du alle Papiere beisammen?«

»Ich habe alle Papiere beisammen.«

Martina schüttelte den Kopf und spähte nun selbst hinaus, forschte nach Anzeichen eines Bootes. »Wahrscheinlich sind überhaupt keine Genehmigungen zu haben«, sagte sie. »Wahrscheinlich machen sie es genauso wie immer und schicken uns wieder weg. So machen sie es doch jedes Mal, denen sind alle hier im Süden scheißegal. Für die sind wir keine Menschen, nicht mal Tiere; als ob wir irgendwas vollkommen anderes wären. Die schicken dich einfach zurück, das weiß ich.«

Benjamin zuckte mit den Schultern. »Soll ich nun hingehen oder nicht?«

»Natürlich sollst du hingehen.«

Als sie den Lippenstift abgewischt hatte, machte Martina sich daran, Dana das Haar zu flechten. Es wuchs in langen, glatten Strähnen von tiefstem Schwarz, ganz anders als das von Sarat, das zwar die gleiche Farbe hatte, aber widerspenstig war und gegen die feuchte Luft mit wirren Kräuseln revoltierte.

»Mädels, wollt ihr wissen, was das Beste am Norden ist?«, fragte sie.

»Was?«, fragte Sarat zurück.

»Ihr wisst ja, manchmal ist es im Sommer hier so heiß, dass man es wirklich nicht aushalten kann. Man wacht nachts auf, und die Bettlaken sind nass vom Schweiß.«

»Widerlich«, sagte Dana.

»Also, wenn ihr weit genug nach Norden kommt, dann wird es niemals so heiß. Und wenn ihr in den hohen Norden kommt, dann fällt im Winter kein Regen vom Himmel – dann kommen kleine Eiskügelchen, und sie bleiben überall auf dem Boden liegen, bis man am Ende die Straßen gar nicht mehr sieht, und das Wasser in den Flüssen wird so kalt, dass es hart wird wie Stein, und ihr könnt darauf gehen.«

»So ein Blödsinn«, sagte Dana. Für ihre Begriffe konnte das nur wieder eine von den großartigen Märchengeschichten sein, die ihre Eltern sich ausdachten, die Flüsse, die fest wurden, und das Eis, das vom Himmel fiel, waren genau so etwas wie die Fische mit

den großen Schnurrbärten, die angeblich früher überall im leblosen Mississippi geschwommen waren, als er noch einfach nur ein Fluss war, oder die Eidechsen aus uralten Zeiten, die in der Wüste im Westen in der Erde begraben lagen und deren Überreste einmal die ganze Welt mit Kraft versorgt hatten. Dana glaubte solche Geschichten nie.

Aber Sarat, die schon. Sarat glaubte jedes Wort davon.

»Doch, es ist wirklich so«, versicherte ihr Martina. »Kühl im Sommer, kühl im Winter. *Gemäßigt* nennt man das. Und dort herrscht auch Sicherheit. Kinder spielen bis spätabends auf der Straße; da werdet ihr gleich am ersten Tag Freunde finden.«

Simon schüttelte nur den Kopf. Er wusste, dass seine Mutter zwar mit den Zwillingen redete, die Worte aber eigentlich für ihn bestimmt waren. Mit allen anderen redete sie viel vernünftiger, nicht sentimental oder schwärmerisch. Doch mit ihrem einzigen Sohn, dessen geheime Gedanken sie, fürchtete sie, nie würde erraten können, sprach sie indirekt, über Mittelsleute, in einem einfältigen, leicht zu durchschauenden Code. Das machte Simon wütend. Warum konnte sie denn nicht sein wie sein Vater?, fragte er sich. Warum konnte sie nicht einfach sagen, was sie dachte?

[...]